

Leseprobe aus:

Susannah Kells

Die dunklen Engel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Susannah Kells
Die dunklen Engel

Historischer Roman

Deutsch von Elvira Willems

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 1984
unter dem Titel «The Fallen Angels»
bei St. Martin's Press, New York

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Januar 2009
Copyright © 2009 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Fallen Angels» Copyright © 1984 by Bernard Cornwell
Redaktion Nicole Seifert
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther
(Abbildung: bpk/RMN/Paris, Musée du Louvre.
Foto: Gérard Blot)
Satz Garamond BE, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 24669 2

Die dunklen Engel

ist für
Sean und Kerry

«... die Zeiten der Rittersitte sind dahin. Das Jahrhundert der Sophisten, der Ökonomen und der Rechenmeister ist an ihre Stelle getreten, und der Glanz von Europa ist ausgelöscht auf ewig.»

«Unser Widersacher ist unser Freund und Helfer.»

Edmund Burke, 1729–1797

Prolog

Das Königreich des Todes ist die Nacht. Wenn die Kirchenglocke um Mitternacht die Stunden schlägt, wenn die Eulen jagen, wenn das Land in der schwarzen Nacht versinkt, dann regiert der Tod.

Es sind die Geisterstunden, wenn das Schloss und die Häuser sich gegen die Dunkelheit verschließen und doch den Schnitter nicht aufhalten können, der mit seinem Totenschädelgrinsen kommt und den Totengräbern zu tun gibt.

Zu solcher Stunde, in einer Nacht, in der ein Sturm wüthete, erwachte Lady Campion Lazender in einen Albtraum.

Ein Schrei weckte sie. Sie hörte Hufgetrappel auf dem Kies und die Rufe eines Mannes. Der Wind und der Regen peitschten gegen die dunklen Fenster des Schlosses und ließen seine Worte verhallen.

Edna, das Dienstmädchen, deren Schrei Campion aus dem Schlaf gerissen hatte, pochte an die Tür. «Mylady! Mylady!»

«Ich bin wach!» Schon zog sie ein wollenes Gewand über ihr Nachthemd.

Edna öffnete die Tür, eine Kerze in der Hand, ihr Gesicht war bleich wie Wachs. «Er blutet, Mylady. Er ist gestürzt!», stieß sie halb schluchzend und voller Angst hervor.

«Ist nach dem Arzt geschickt worden?» Campions Stimme war ruhig. Sie führte das Dienstmädchen durch das Vorzimmer hinaus in den langen Korridor. «Nun?»

«Ich weiß nicht, Mylady.»

Die Dienstboten, die von dem Aufruhr geweckt worden

waren, versammelten sich in den Fluren. Campion lächelte ihnen zu, denn sie wusste, dass die Leute beruhigt werden wollten. Die einsame Kerze, von Ednas Hand halb abgeschirmt, warf seltsame Schatten auf die hohen Marmorsäulen und auf die bemalten Decken der prächtigen Räume.

Barfuß lief Campion die Marmortreppe hinauf, die zur oberen Galerie führte. Die Standuhr schlug zwei.

Dieser Teil des Schlosses war heller erleuchtet. Die Dienerschaft hatte Kerzen angezündet, deren zuckende Flammen die offene Tür zu den Räumen ihres Vaters beleuchteten.

Über ein blutgetränktes Leintuch trat Campion in das Schlafzimmer ihres Vaters. Er lag auf dem Boden. Auf dem Teppich, auf dem Bett und an den Händen der Dienstboten war Blut. Das schreckliche, eingesunkene, sterbensbleiche Gesicht ihres Vaters war ausgezehrt denn je, er hatte die Augen geschlossen.

«Was ist geschehen?»

«Er ist aus dem Bett gefallen, Mylady», antwortete Caleb, der Diener ihres Vaters.

Auf dem Tisch neben dem Bett stand eine verschüttete Flasche Brandy. Er hatte wohl mit seinem guten Arm versucht, nach der Flasche zu greifen, um die Schmerzen zu betäuben, die ihn Tag und Nacht quälten, und war dann kraftlos aus dem Bett gestürzt.

Campion kniete sich neben ihn, nahm seine Hand und streichelte ihm über die Wange. Sein Gesicht war eine einzige schmerzverzerrte Grimasse. Er stöhnte, schien jedoch ihre Anwesenheit nicht zu bemerken. Sie ließ seine Hand los und hob die Decke, die Caleb über seinen Beinstumpf gebreitet hatte.

Der Earl of Lazen war seit fünfzehn Jahren gelähmt, ein kräftiger Mann, der von einem stürzenden Pferd zum Krüppel gemacht worden war. Erst vor einer Woche hatten die

Ärzte ihm ein Bein abgenommen, weil der Wundbrand seinen Fuß erreicht hatte.

«Die Wunde ist aufgegangen, Mylady», sagte Caleb Wright. Sie sah, dass der Diener eine seidene Bettschnur um den Oberschenkel gebunden hatte, um den Blutfluss zu stillen.

«Heben Sie ihn aufs Bett», sagte Campion. Sie fasste mit an. Ihr Vater stöhnte, als sie seinen siechen, leichten Körper auf die Matratze legten. Sie zog die Decken wieder über ihn. «Kommt der Arzt?»

«Ja, Mylady», sagte Caleb.

Sie streichelte ihrem Vater das Gesicht. «Vater? Vater?» Doch er konnte sie nicht hören. Sie fragte sich, wie viel Blut er verloren hatte. Er atmete langsam, seine Brust hob und senkte sich kaum, und als sie die Hand an seinen Hals hielt, war sein Herzschlag nur vage zu ertasten. Sie beugte sich über ihn und gab ihm einen Kuss.

Der Wind peitschte den Regen gegen das Fenster nahe seinem Bett. Seit fünfzehn Jahren schaute der Graf durch dieses Fenster auf seine Besitzungen. Seine Tochter war ihm in dieser langen Zeit des Sterbens Trost und Freude gewesen.

In dieser Nacht im September 1792 war Lady Campion Lazender vierundzwanzig Jahre alt. Ihre Gestalt war von einer seltenen Schönheit, ein Geschenk, dessen sie sich nicht bewusst zu sein schien. Sie war schlank und groß und hatte blassgoldenes Haar von der Farbe reifen Weizens zwei Wochen vor der Ernte. Schnell und oft lächelte sie, und ihr rascher Geist blitzte in den riesigen Sälen und den von Krankheit heimgesuchten Räumen von Lazen Castle auf wie ein Sonnenstrahl, der auf Gold trifft.

Sie hätte in London sein können, hätte in Palästen tanzen und sich von den vielversprechenden Söhnen der besseren Gesellschaft bewundern lassen können, doch sie wollte

Lazen nicht den Rücken kehren. Ihr Vater war krank, ihr Bruder fern, und sie hatte die Zügel des Familienbesitzes in ihre schlanken Hände genommen und war jetzt diejenige, die dort das Sagen hatte. Sie war vernünftig, praktisch und entschlossen und konnte mit Pflügern und Advokaten reden, mit Müllern und Magistraten, und alle waren danach ein wenig verliebt in sie und bereit zu glauben, dass kein Fluch über Lazen liege.

Denn es ging der Glaube um, das Schloss sei verflucht.

Der Graf lag im Sterben. Im Wachen betrank er sich, um wenig später wieder von Schmerzen gefoltert aus dem Schlaf gerissen zu werden.

Seine Frau war gestorben, die Geburt eines totgeborenen Kindes hatte sie das Leben gekostet.

Der älteste Sohn, der Lazen hatte erben sollen, war mit seiner Frau und seinem Kind bei lebendigem Leibe verbrannt.

Auf Lazen, diesem vermögenden Haus, schien ein Fluch zu liegen – mit Ausnahme seiner schönen Tochter.

Ein Diener häufte Kohlen aufs Feuer. Immer noch hielt Campion die Hand ihres Vaters und streichelte sein Gesicht, um ihn ihre Liebe spüren zu lassen. Sie betete, dass der Arzt bald kam, dass ihr Vater nicht starb, dass er wenigstens lange genug lebte, um Tobys Hochzeit mitzuerleben.

Toby war ihr Bruder, der neue Erbe, Viscount Werlatton. Er war als Angehöriger der britischen Botschaft in Paris, und nun, da die Franzosen ihren König ins Gefängnis geworfen hatten und die Revolution mit jedem Tag blutiger wurde, kam er nach Hause. Er brachte seine Braut mit, eine dunkelhaarige Französin von liebreizender, zarter Schönheit. Bald würde es auf Lazen wieder Nachwuchs geben. Campion freute sich. Lazen brauchte dringend Nachwuchs, und sie betete, dass dieser blasse, blutende Mann es noch erleben würde.

Als sie hörte, dass jemand im Laufschrift näher kam, drehte sie sich um. William Carline, der gewichtige Verwalter des Schlosses, tauchte atemlos in der Tür auf. «Mylady?»

«Was ist?» An seinem Gesicht, das blasser war denn je, sah sie, dass er schlechte Nachrichten brachte. Flackernde Panik breitete sich wie ein Blitz unter der Dienerschaft aus.

«Es geht um Doktor Fenner, Mylady. Er ist nicht zu Hause. Es heißt, er ist nach Millett's End gefahren.» Carlines Stimme wurde schwächer.

Die Dienstboten blickten sie erwartungsvoll an. Sie war vierundzwanzig Jahre alt, und auf ihren schmalen Schultern ruhte das herrschaftliche Anwesen mit all seinen Besitzungen.

Sie hob die Decke und besah sich den Beinstumpf. Auf dem Leintuch glaubte sie inzwischen noch mehr Blut zu sehen, und sie wusste, dass ihr Vater sterben würde, wenn sie nicht rasch handelte. «Carline?»

«Mylady?»

«Bitte, gehen Sie zu den Ställen, wecken Sie Burroughs und fragen Sie ihn nach Pferdeadeln und Faden.»

Er blinzelte und nickte dann. «Ja, Mylady.»

«Ich brauche Wasser, Caleb.» Sie versuchte sich darauf zu besinnen, was sie sonst noch brauchte. Kerzen, Linnen – und Mut.

Ihr Dienstmädchen schaute sie mit großen Augen an. «Sie wollen ihn zusammennähen, Mylady?»

«Und Sie werden mir helfen.»

Als sie fertig war, hatte sich der Sturm gelegt. Sie hatte den groben Verband entfernt, den Stumpf gewaschen, die gerissene Arterie abgebunden und dann mit dem Hautlappen vernäht. Ganz intuitiv hatte sie getan, was ihr notwendig erschien, und hatte die Stirn gerunzelt, als die zarte Haut unter dem Zug des Fadens riss. Edna hatte ihr mit einer Kerze ge-

leuchtet, während Caleb und ein weiterer Diener ihren Vater festgehalten hatten.

Der Raum war erfüllt vom Geruch der Gewebsflüssigkeit und des Blutes, als sie jetzt den Knoten der seidenen Schnur am Oberschenkel ihres Vaters löste. Voller Angst beobachtete sie, wie das Blut, das jetzt wieder fließen konnte, die weiße Haut rot färbte und wie diese Röte sich bis kurz vor die frischgenähte Wunde ausbreitete. Doch die Stiche hielten, sehr zu ihrer Erleichterung. Ein paar Tropfen sickerten heraus, aber das war alles.

Ihr Vater würde weiterleben, um noch mehr Schmerzen zu erleiden und die langsam verstreichenden Stunden des Königreichs des Todes zu zählen. Und doch würde er auch weiterleben, um seinen Sohn mit einer Braut heimkommen zu sehen, die das Schloss mit neuem Leben erfüllen würde, frischem Lachen und der glorreichen Hoffnung auf glanzvolle Tage, die die Erinnerungen an diese dunklen Nächte überstrahlen würden.

Ihr Vater schlief. Champion brachte die gekrümmten Pferdenadeln und Fäden zur Tür hinaus. Die Dienstboten, die draußen warteten, schauten sie fragend an. Sie lächelte sie an. «Es ist alles gut, vielen Dank Ihnen allen.»

Langsam ging sie zurück in ihr Zimmer. Sie war Lady Champion Lazender, sie war vierundzwanzig Jahre alt und lieblich wie die Morgendämmerung, und sie war in einen Albtraum erwacht. Und doch hatte sie dem Schnitter mit seinem Totenschädelgrinsen in seinem Königreich ein Schnippchen geschlagen und ihn in dieser Nacht mit ihrem Mut besiegt. Doch er würde zurückkommen. Sie wärmte sich die Hände am Feuer, wartete auf den Sonnenaufgang und betete, dass ihr Bruder endlich aus Paris nach Hause kam.

Angst kann die Straßen einer Stadt leer fegen wie das Gerücht einer umgehenden Seuche.

An diesem heißen Septemberabend 1792 wirkte Paris verlassen. Die Bewohner verbargen sich hinter geschlossenen Türen, als schämten sie sich nach einer Woche des Schlachtens plötzlich der Gräueltaten, mit denen sie ihre Stadt überzogen hatten. In Paris herrschte Schweigen – keine absolute Stille, doch eine seltsame, fast ehrfürchtige Ruhe, in der eine erhobene Stimme fehl am Platz schien.

An diesem Abend roch die Angst wie ein Leichenhaus.

Vier Reiter ritten durch die Stadt. Das Klappern ihrer Hufe klang bedrohlich, unheilvoll und ließ die Menschen, die in ihren Verstecken lauschten, die Luft anhalten, bis es verklungen war. Der Tod war in dieser Woche zur Alltäglichkeit geworden – nicht das anständige Sterben nach langer Krankheit, sondern der Tod auf der Schlachtbank. Das hohle Klappern der Hufe klang eilig, als hätten die Reiter einen Handel mit dem Grauen, das die Gossen von Paris mit Blut verstopft hatte.

Es war ein heißer Abend, und wenn es in der Stadt nicht so gestunken hätte, wäre es ein schöner Abend gewesen. Die Dächer hoben sich mit verblüffender Klarheit von dem aquarellfarbenen Himmel ab. Im Westen, wo die Sonne wie eine riesige, blutrote Kugel über dem Horizont hing, säumten Wolken den Himmel.

Der Sommer 1792 war ein heißer Sommer gewesen. Mit schweißverkrusteten, staubigen Gesichtern waren die Sol-

daten durch Paris marschiert auf ihrem Weg in den Norden, um gegen die einmarschierenden Österreicher und Preußen zu kämpfen. Es ging das Gerücht, dass die Soldaten im Begriff waren, den Krieg an der Nordgrenze Frankreichs zu verlieren, und das verbreitete Angst und Schrecken in dieser Stadt.

Der Sommer war so heiß gewesen, dass das Laub an den Bäumen früh gewelkt und gefallen war. An dem Tag, an dem der König gefangen genommen worden war, hatte sein Sohn, der *Dauphin*, auf dem Weg von den Tuileries zur Nationalversammlung das Laub mit den Füßen aufgewirbelt, als wäre das alles ein Spiel. Es war die zweite Augustwoche gewesen; erst die zweite Woche, und schon war das Laub gefallen. Niemals, hieß es, hatte es einen so heißen Sommer gegeben, und die Hitze hatte auch nicht abgenommen, als der Herbst nahte und den Leichen den Gestank entsteigen ließ, der die erschöpfte Stadt verpestete.

Die vier Reiter ritten auf einen Platz, auf dem Schwalben über die dunkelgefärbten Pflastersteine fegten. Die Männer ließen ihre Pferde in den Schritt fallen.

Ihnen gegenüber ragte ein mächtiges Gebäude mit imposantem Torbogen auf. Die Tore waren offen. Im Eingang stand eine kleine Gruppe, seltsam fröhlich und lärmend an diesem Abend der Stille und der Angst. Die Menschen waren müde, doch die Flaschen, aus denen sie tranken, und die Erinnerungen an ihren großen Tag versetzten sie in eine fiebrige Energie und Überschwänglichkeit. Fast alle trugen rote Jakobinermützen, die keck auf ihrem langen Haar saßen.

Der älteste der vier Reiter bedeutete seinen Begleitern mit einer Geste, stehen zu bleiben, während er allein weiterritt. Die Versammelten, begierig auf mehr Aufregung, kamen ihm entgegen.

Der Blick des Reiters überflog die Gruppe. «Wer hat hier die Verantwortung?»

Ein Mann trat vor, ein Mann mit einem mächtigen Bauch, der über das Seil hing, das seine Hose zusammenhielt. Er schaute zu dem Reiter auf und nahm dann, statt ihm zu antworten, einen kräftigen Schluck aus seiner Flasche. Als er den Wein getrunken hatte, rülpste er. Die Umstehenden lachten. Der beleibte Mann, zufrieden mit seinem Auftritt, spuckte aus und sah den Reiter trotzig an. «Und wer, Bürger, bist du?»

Der Reiter nahm ein gefaltetes Blatt Papier aus einem Beutel an seinem Gürtel und reichte es wortlos dem dicken Mann, der großes Aufhebens darum machte. Zuerst übergab er einem Kameraden die leere Flasche, dann strich er sich über den Schnurrbart, stellte sich breitbeinig hin und entfaltete schließlich das Blatt mit schwingvollem Schütteln.

Er las langsam, bewegte dabei die Lippen und runzelte die Stirn. Misstrauisch schaute er den Reiter an und drehte das Blatt um, als könnte die leere Rückseite seine Verwirrung klären, bevor er sich erneut in die Vorderseite vertiefte.

Er starrte auf die Unterschrift am Fuß des Blattes, studierte das Siegel. «Ihr kommt von der Englischen Botschaft?»

Der Reiter seufzte, antwortete dann geduldig auf Französisch. «Von der Britischen Botschaft.»

«Ihr alle?»

Der Reiter wies auf seine Begleiter. Am nächsten war ihm ein junger Mann mit leuchtend rotem Haar. «Das ist Mr. Lazender, hinter ihm Mr. Drew, und mein Name lautet Pierce. Unsere Namen sind alle dort aufgeführt.» Er machte sich nicht die Mühe, den vierten Reiter vorzustellen, der sich im Hintergrund hielt, als wollte er nichts mit den drei Engländern zu tun haben. Er war als Einziger bewaffnet. An der linken Hüfte hing ein Degen in einer schwarzen Scheide.

Der dicke Mann runzelte die Stirn. Die Unterschrift schien ebenso echt zu sein wie das Siegel, und die Instruktionen

waren nicht besonders kompliziert. Er kratzte sich an der Wange, zog seine Hose hoch und reichte das Blatt dann dem Mann namens Pierce zurück. «Wonach sucht ihr?»

«Nach einer Frau.»

«Name?»

«Lucille de Fauquemberghes. Wisst Ihr etwas über sie?»

Der dicke Mann schüttelte den Kopf. «Nie gehört.» Er schaute zu dem vierten Reiter hinüber, einem jungen Mann, der ganz in Schwarz gekleidet war und dem dicken Mann leicht zunickte, ohne dass die drei Engländer es sehen konnten. Der Dicke wirkte erleichtert über das Signal. «Na, dann geht schon!»

Die drei Engländer stiegen vom Pferd und gaben ihre Zügel dem Mann in Schwarz, der ihre Pferde an einem Gitter neben dem Torbogen festband. Sein eigenes Pferd, eine herrliche schwarze Stute, ließ er frei stehen. Er ging zu den Gefängnistoren und öffnete sie. Die Rinne, die aus dem Gebäude kam, war dunkel und verstopft, übelriechend und voller Fliegen. Ein Hund, dessen Rippen sich scharf unter dem verfilzten Fell abzeichneten, leckte an der schwarzen Brühe, die den Abfluss verstopfte.

Der dicke Mann schaute den drei Engländern hinterher, die das Gefängnis betraten, und wartete, bis sie verschwunden waren. Dann grinste er den Mann in Schwarz an und reichte ihm die Hand. «Wie geht's dir, Gitan?»

«Ich habe Durst.»

Gitan lehnte sich an den steinernen Torbogen. Selbst in dieser Haltung war er ein imponierender Mann mit einer geschmeidigen, ausgeprägten, animalischen Eleganz. Sein Gesicht, dunkel gebräunt, war schmal und eindrucksvoll. Er hatte hellblaue Augen, eine seltsame Farbe für einen Mann mit solch dunkler Haut und schwarzem Haar. Der Kontrast ließ seine Augen hell und durchdringend erscheinen. Gitan

würde in jeder Menschenmenge auffallen, doch neben diesen verschwitzten, müden Leuten war er ein Vollblut unter Mauleseln. Er schien sie mit amüsiertes Nachsicht zu betrachten, als würde er alles, was er sah, mit dem unangemessenen Maß seiner eigenen Fähigkeiten messen. Er war ein Mann, dessen Anerkennung andere Männer suchten.

Jean Brissot, der dickbäuchige Mann, bot ihm eine Weinflasche an. Gitan nahm sie nicht sofort. Er holte einen Fetzen Papier und ein wenig Tabak aus seiner Tasche und drehte sich nach spanischer Art eine dünne Zigarette. Einer der rotbemützten Männer eilte mit einer Zunderbüchse herbei, und der schwarzgekleidete Mann beugte sich vor, als sei es die natürlichste Sache der Welt, dass die Leute ihn so beflissen bedienten. Er blies den Rauch in die Abendluft und wies dann mit einem Nicken auf das Grauen im Gefängnishof. «Viel zu tun gehabt, Jean?» Seine Stimme war entspannt, sein Blick belustigt.

«Ein harter Tag, Gitan. Du hättest hier sein sollen.»

Gitan griff nach der Weinflasche. Im linken Ohr trug er einen goldenen Ring.

Jean Brissot sah zu, wie er trank. «Wenn du nicht bei ihnen gewesen wärest, hätte ich nein gesagt.»

Gitan zuckte die Achseln. «Das Dokument ist echt.»

Brissot lachte. «Ich wundere mich, dass der Bürger Minister sie hier herumschnüffeln lässt! Verdammte Engländer!»

Der Rauch von Gitans Tabak zog unter dem Torbogen durch. Im Hof hinter ihm summten die Fliegen. Er zupfte einen Tabakfaden von seinen Lippen. «Sie sagen, wir wollen noch keinen Krieg mit den Engländern.» Er sprach langsam, als wäre es ihm gleichgültig, ob es Krieg gab oder nicht. Sein Name, Gitan, bedeutete einfach «Zigeuner». Wenn er einen richtigen Namen hatte, dann benutzte ihn niemand. Er war der Pferdemeister des jungen rothaarigen Mannes,

der in dem Dokument als «Mr. Lazender» bezeichnet worden war. Mr. Lazender war in Wirklichkeit Viscount Werlatton, der künftige Earl of Lazen, doch in diesen Tagen ging man in Paris nicht mit seiner aristokratischen Abstammung hausieren.

Zwei junge Frauen durchquerten lachend den Torbogen, ihre Holzschuhe klapperten auf dem Kopfsteinpflaster. Als sie den Zigeuner sahen, kicherten sie schüchtern und stupsen einander. «Gitan!», rief eine.

Er schaute mit seinen strahlenden, belustigten Augen zu ihnen hinüber.

Die schwarzhaarige junge Frau warf den Kopf zurück. «Bist du mit den Fremden gekommen?»

Der Zigeuner lächelte. «Welcher gefällt dir am besten, Thérèse?»

Alle lachten. Jean Brissot warf dem Zigeuner einen neidischen Blick zu und zog den Bauch ein. «Gibt es eine junge Frau in Paris, die du nicht kennst, Gitan?»

«Die österreichische Hure.»

Das rief noch mehr Gelächter hervor. Marie Antoinette war zusammen mit ihrem Mann, dem König, ins Gefängnis geworfen worden.

Thérèse trat auf den Zigeuner zu. Er roch nach Leder und Tabak. Sie spielte mit den Schnüren seiner schwarzen Jacke. «Bist du heute Abend bei Laval?»

«Nein.»

«Gitan!»

«Ich arbeite! Ich schlafe im Stall. Wenn du meinen Herrn fragst, lässt er dich vielleicht rein, aber ich sag dir, das Stroh gerät überallhin.» Er blies Rauch über ihren Kopf und nahm sie fast geistesabwesend in den Arm. Brissot war neidisch. Der Zigeuner, hieß es, wusste mit Frauen genauso gut umzugehen wie mit Pferden. Jetzt lächelte Gitan auf die junge

Frau hinab. «Du bist der Flasche im Weg. Scher dich fort.» Er schob sie auf den Platz, wo die Schwalben zwischen den dunklen Häusern hin und her schossen.

Jean Brissot schüttelte den Kopf. «Wie machst du das?»
«Was?»

«Mit den Frauen!» Der untersetzte Mann lachte. «Hätte ich doch dein Glück, Gitan, wenn auch nur für einen Tag!»

Der Zigeuner zuckte die Achseln. «Frauen sind wie Pferde.»

«Du reitest sie, was?»

Der große, gutaussehende Pferdemeister lächelte. «Man liebt sie, zeigt ihnen, wer der Herr ist, und dann hat man immer eine an seiner Seite.»

«Gitan! Gitan!», rief eine gebieterische Stimme verzweifelt aus dem Gefängnisinnern. «Gitan!»

Der Zigeuner warf seine Zigarette weg und zuckte die Achseln. «Pass auf mein Pferd auf, Jean.»

Pierce, der älteste der drei Engländer, stand an einer Treppe, die vom Hof nach oben führte. Sein an sich schon blaßes Gesicht wirkte im schwindenden Licht weiß wie Papier. «Sie ist da. Oben.» Er sah aus, als hätte er sich übergeben.

Der Zigeuner nickte, stieg die Treppe hinauf, schob sich an den Männern vorbei, die am Eingang herumlungerten, und stieg eine weitere Treppe hinauf. Der Gestank von Blut und Tod schien in der stillen, heißen Luft des Gefängnisses eingeschlossen zu sein. Er verstopfte Gitan die Nasenlöcher und stieß ihm im Hals sauer auf.

Toby Lazender, Lord Werlatton, lehnte am Ende eines langen Treppenabsatzes im dritten Stock an der Wand. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die durch ein vergittertes Fenster schien, fielen auf den jungen rothaarigen Mann. Er wandte sich nicht um, als der Zigeuner auf ihn zukam, sondern starrte nur in die Zelle.

Gitan blieb an der Tür stehen und musterte Toby Lazender. Er bezweifelte, dass der Engländer sich seiner Gegenwart in diesem Augenblick überhaupt bewusst war. Das Gesicht des jungen Mannes war härter als Stein, seine Augen bar jeglichen Ausdrucks. Er war vollkommen reglos. Drew neben ihm machte ein hilfloses Gesicht.

Der Zigeuner blickte in die Zelle.

Die Sonne blendete ihn. Auf der Fensterbank stand etwas.

Langsam trat er hinein, setzte die Füße vorsichtig auf wie in einem Blumenbeet.

«Gitan?», fragte Toby mit tiefer Stimme.

Der Zigeuner hockte sich hin und stöhnte.

Die Stimme des jungen Engländers war voller Ekel. «Gibt es etwas, was sie ihr nicht angetan haben?»

Der Zigeuner schwieg, denn eine Antwort war überflüssig.

Lucille de Fauquemberghes war zwanzig Jahre alt gewesen, schön wie die Nacht, ein liebenswertes Geschöpf voller Freude und Schönheit.

Das, was noch von ihr übrig war, befand sich in dieser Zelle. Rohe Fleischstücke, mehr nicht.

Die Wände waren einen Meter hoch mit Blut bespritzt, Fleischfetzen klebten an Knochen. Als hätten wilde Bestien sie auseinandergerissen.

Gitan trat zur Seite, aus den Sonnenstrahlen, und sah den Gegenstand auf der Fensterbank. Es war ihr abgetrennter Kopf. Ihr langes, rabenschwarzes Haar fiel über den Fenstersims.

«Nein!» Der Schrei war wie das wimmernde, langgezogene Heulen eines Wolfs, und der Zigeuner drehte sich um, trat über das Entsetzliche hinweg und packte Toby Lazender um die Taille. Er schob den jungen Engländer rückwärts an die

Mauer des Treppenabsatzes und hielt ihn dort fest, während Drew, ein Botschaftssekretär, hilflos herumstand. Ihm war, wie der Zigeuner sah, schlecht geworden.

«Ich bringe sie um! Ich bringe diese Scheißkerle um! Ich bringe sie um!»

Pierce, Botschaftsrat, kam den Flur heruntergelaufen. «Toby!»

Toby stieß immer wieder schluchzend die Worte «bringe sie um» aus, und Pierce sah entsetzt zu, wie der Zigeuner den wild um sich schlagenden jungen Lord an die Wand drückte. Lord Gower, der Botschafter, hatte mit einer solchen Reaktion, einem solchen Zorn gerechnet und den Männern befohlen, ohne Waffen loszureiten.

«Partez, gehen Sie», befahl der Zigeuner Toby Lazender.

«Nein!», heulte Toby. «Nein!»

«Ich hole sie hier raus, damit wir sie beisetzen können. Gehen Sie hinunter, Mylord.»

«Mylord!» Pierce nahm den jüngeren Mann am Arm. «Kommen Sie. Kommen Sie! Gitan bringt sie.» Er sah den großen Zigeuner voller Verzweiflung an. Der Botschafter hatte vorgeschlagen, dass Gitan den Suchtrupp begleiten solle; kein Mann war für so eine heikle Aufgabe besser geeignet. Pierce sah, mit welcher Leichtigkeit er Lord Werlatton festhielt. «Sie müssen uns helfen, ihn hinunterzuschaffen.»

Die drei brachten Toby Lazender die Treppen hinunter in den Hof, wo die Leichen in Haufen wild durcheinanderlagen, und führten ihn über das Blut in der Gosse, und selbst die grinsenden, blutbespritzten Männer und Frauen in dem offenen Tor wirkten nervös ob des Zorns und der Trauer im Gesicht des jungen Engländers. Pierce redete die ganze Zeit auf Englisch auf ihn ein, sagte ihm, er solle keine Schwierigkeiten machen, er solle zurück in die Botschaft gehen, und

der Pferdemeister band ihre Pferde los und sah ihnen hinterher, als sie davonritten.

Seufzend atmete der Zigeuner aus. Toby Lazender hätte nur einmal um sich schlagen müssen, um die versammelten Menschen zu reizen. Sie hätten zu ihren blutgetränkten Waffen gegriffen und den Engländer in Stücke gehauen. Er wartete, bis die drei Reiter in einer dunklen Gasse verschwunden waren und das Hufklappern in der hereinbrechenden Nacht verklungen war.

Er wandte sich wieder zum Gefängnishof um. Fackeln wurden angezündet und in ihre Eisenhalter gesteckt, und die Flammen zuckten gespenstisch über die Leichenhaufen. Es waren Männer, Frauen und Kinder, einige von ihnen viel zu jung, um zu begreifen, was mit ihnen geschah.

In etlichen Pariser Gefängnissen sah es ähnlich aus. Die Commune, die neuen Herrscher von Paris, hatte gezetert, die Aristokraten und die Reichen würden Nachrichten an die preußischen und österreichischen Feinde schicken, und so hatte der Justizminister angeordnet, sie zu verhaften und ins Gefängnis zu werfen. Dann hatte sich in den Gassen das Gerücht verbreitet, die Aristokraten wollten aus den Gefängnissen ausbrechen und ihre Waffen erheben, um die Revolution niederzuzwingen. Da hatte das gemeine Volk zuerst zugeschlagen und die Häftlinge niedergemetzelt. Aristokraten, Priester, Dienstboten; Männer, Frauen, Kinder, alle tot in den Gefängnissen. Über tausend waren in dieser Woche zerstückelt, vergewaltigt und verstümmelt worden, bis der Mob des Mordens müde geworden war.

Jean Brissot trat näher und blieb neben dem Zigeuner stehen. «Sie haben sie also gefunden?»

Gitan nickte. «Sie haben sie gefunden.»

«Welche war es?»

«Im dritten Stock. Zerstückelt.» Gitans tiefe Stimme war

lakonisch, beinahe gleichgültig, doch seine Worte reizten den dicken Mann zu plötzlicher Schwärmerei.

«Langes, schwarzes Haar? Hübsche junge Frau? Gütiger Himmel! Mit der hatten wir unseren Spaß. Du lieber Himmel!» Er schüttelte den Kopf in bewundernder Erinnerung. «Die sind anders, weißt du.»

«Anders?» Gitan sah den ungeheuer dicken Mann an.

Brissot nickte. «Weiße Haut, Gitan, wie Milch, verdammt. Sie haben sie heute Morgen erst hergebracht. Ich habe einen Blick auf sie geworfen und gedacht, ich kann mein Glück nicht fassen! Gütiger Himmel! Ein Mann kann hundert Jahre leben, ohne einer Frau wie der zu begegnen.»

Der Zigeuner hatte sich noch eine Zigarette gedreht, die er an der Fackel über seinem Kopf anzündete. «Wer hat sie hergebracht?»

«Marchenoir.»

«Ah!» Der Zigeuner nickte, als überraschte ihn die Antwort nicht.

Brissot sah den großen, ruhigen Zigeuner nervös an. «Er weiß, dass du hier bist. Ich meine, ich habe Nachricht geschickt, als du mit den Engländern hier aufgetaucht bist. Man kann heutzutage nicht vorsichtig genug sein.»

Der Zigeuner nickte. «Stimmt. Das war ganz richtig so.» Beruhigend lächelte er den dicken Mann an, dann richtete er den Blick auf die Leichen – dicke, dünne, alte, junge –, die große Müllhalde des Todes. «Dann hast du das Mädchen besessen, Jean?»

«Zweimal!» Brissot lachte. «Du hättest dabei sein sollen, Gitan. Haut wie Milch! Zart wie Seide, verdammt!»

Der Zigeuner blies Rauch über die leblosen, schwarz überkrusteten Leichen im Hof. «Ich brauche einen Sack. Ich nehme sie mit.»

«Schau im Lagerraum nach.» Mit dem Kopf wies Brissot

auf eine Türöffnung. «Da liegt ein Haufen leerer Mehlsäcke.» Er sah zu, wie der Zigeuner sich durch die Leichenberge den Weg zum Lagerraum bahnte. «Gitan?»

«Mein Freund?»

«Warum hat der Engländer sie gesucht?»

Der Zigeuner drehte sich um und blies Rauch in den Fackelschein, der über die Leiche eines kleinen Kindes zog. Er grinste. «Er wollte sie nächste Woche heiraten.»

«Nächste Woche?»

Der Zigeuner nickte.

Brissots bellendes Lachen hallte durch den Hof. «Da hättest du dich mal besser beeilt! Wir haben sie zuerst erwischt! Ich hoffe, der Scheißkerl weiß, was ihm entgangen ist! Nächste Woche heiraten, was? Haut wie Sahne! Sie war wirklich etwas Besonderes, mein Freund, das sag ich dir. Na», sein Lachen erstarb, und er zuckte die Achseln, «du hattest sicher viele von denen.» Es klang neidisch.

«Nein», sagte Gitan, «hatte ich nicht.»

«Du hattest noch keine *aristocrate*?», fragte Brissot ungläubig. «Du meinst, diese Woche noch nicht?»

«Noch nie.» Der Zigeuner wandte sich ab, um einen Sack zu suchen, der einer ermordeten Aristokratin als Totenhemd dienen sollte.

Der Zigeuner arbeitete langsam, als er in der übelriechenden Zelle im Licht einer einzelnen Kerze mit blutigen Händen die Überreste von dem Steinboden aufnahm und in den Sack tat.

Die Arbeit war halb getan, da hörte er schwere Schritte auf dem Treppenabsatz, umwabert von dichtem Zigarrenrauch. Er wischte sich an einem Zipfel des Sacks die Hände ab, stand auf und lehnte sich an die Wand.

Ein großer Mann trat mit grimmiger Miene in die Zelle.